

War' zu schön gewesen.

John Ritsch Esq. erklärt die Ursachen des Scheiterns eines wunderbaren und fabelhaft großartigen Planes.

Mister Editer! Nämlich, wie Sie wissen und wie ich Ihnen seit fünf Jahren und e vertel konsequent, unerschrocken, fortgesetzt, unermüdet mitaus Teuerung mit Beharrlichkeit Persieranz u Ausdauer gesagt hen, bin ich für deutsche Einigkeit.



Hauptsächlich für einige Deutsche. Of course, es geht nach einige Deutsche, wo ich nicht dersor sein. Mit blos Einige, sondern e ganze Masse.

Wieso, daß ich derzu timm, heint von Einigkeit oder von Deutschthum ze talte, des is, bitohs, weil wir nämlich hier aufse in Quiens County es getreid harowe, e Einigung von die Deutsche zusammenbringende. Es is awider nit gegange.

Also, Sie wissen doch, Mister Editer, wie ich es fertig gebracht hen, hier (des heißt, ich meen nit in Schumette, sondern nürdlich derbor, da, wo ich moohn), en deutsche Verein ze starte.

Nachher, wo der Verein im richtige Trimm war, bei Mich zum President geleit ze harowe, da hen ich die Mofchen gemacht, daß wir in Interest von Einigkeit un annerer schöne Ziele uns mit die anneren butsch — ich meen deutsche Vereine von Quiens County vereinige un dann e Vereinigung mit die vereinigte deutsche Vereine erstrebe sollte, wo dann sich mit die annerer Vereinigungen von deutsche Städte hätt vereinige solle, um uff die Weis e deutsche Vereinigung von deutsche Vereins-Vereinigungen im ganze Land zu Stand ze bringe.

Mister Editer, Sie wern mir zugewide, daß des e große Ebidie war. Un des war noch nit des End von Meinen Stiem. Was hätt uns derbo abgehalte, Mister Editer, daß wir, b. h. nämlich to-out die deutsche Vereinigung von deutsche Vereins-Vereinigung in dieser County en Merger mit deutsche Vereinigungen von Vereins = Vereinigung im alle Land gemacht un uff die Weis en deutsche Vereins-Trust gebildet hätte, wo der Tschich Bieh Morgan un der Kodefeller bergegen ausgefesse hätte, wie die zwei Iwo Orphan-Waisfene, wo weder Eltern, noch Vater un Mutter mehr harowe. Dente Sie klos emol ahn, Mister Editer, en Central-Tröst, wo aus eme Singing-Tröst, aus eme Turner = Tröst, aus eme Binadel = Tröst aus eme tombeinte internationale Stat-Tröst aus eme Kegel = Tröst un eme jeusch = continental Unnerhaltungs = Tröst zusammengesetzt is, was des for e Bauer uff der Welt gewese war. Wir hätte bei Centralisachen un Rombinischen nit nor die Lust, sondern fogar, was noch viel schwieriger is, die amerikanische Ballodir rufe tonne.

Uwerner es hot nit solle sein. Un warum nit? Bitos! Es war'n Geist in Quiens County, wo Angst gehatt harowe, wir könnte de politische Einfluss, wo wir kriegen könnte, politisch derzu ausnütze, daß wir uns von Ballodir influence losse thäte. Sie verstehen des vielleicht nit, Mister Editer. Es is aach e Bihle schwierig ze verstehen. Nämlich der Weg, wie es is, des is, daß da Politischens sein, wo denke, daß Annerer, wo aach in Ballodir sein, mehr Einfluss kriegen könnte, wie sie selbst und dann thät es kein Zufus harowe, dann, wann erst der Einfluss von Zeit, wo in Ballodir sein, ofange thät, Einfluss ze harowe in der Vereins = Vereinigung, dann war dort der pitillikell Einfluss fusch un dann thät die Vereinigung kein Zweck mehr harowe, weil sei Null derhinter war un ohne Null thät die Sach nit genug fusch harowe for durchgefetzt wern ze tonne.

Des is der Riesen, warum wir uns

in Quiens County nit harowe zu erer Vereinigung vereinige tonne und die Folge derbor is, daß wir uns aach nit mit annerer Vereinigungen vereinige tonne.

Is es nit Schab, Mister Editer? Wir hätte mehr ausrichte tonne in Ballodir wie die Eirische, wann es nit bei Ballodirich geipoit worn wär bei Ballodir uffzumire dermit.

Ihne des Nämliche wünschend. Mit Rigards Yours John Ritsch Esq.

Verständliches Deutsch. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts entstand wegen des Eigentumsrechtes an einem am Seminar in Tübingen stehenden Brunnen ein Prozeß. Es wurde beschlossen, einen alten Pedell des Stiftes um seine Meinung zu fragen. Derselbe ertheilte folgende schriftliche Antwort: „Seit Menschengedenken haben die Herren Seminaristen niemals nicht aus keinem anderen Brunnen kein anderes Wasser niemals getrunken, als aus diesem.“

Woju die Bildung gut ist.

Unter der Aufsicht des gestrengen Herren Sergeanten reiten die Einjährigen des Regiments in der verdeckten Bahn und in einer Anordnung von Großmuth nimmt der Herr Sergeant es heute mit dem Dienst nicht so genau. „Ja, ja, meine Herren“ sagt er plötzlich, „die Zeiten des Refruten-Erzigerens sind nun bald vorbei, nur noch wenige Tage, dann werden Sie den Schwadronen zugetheilt, und wenn der Herr Rittmeister Sie dann schleift, daß Ihnen die Augen übergehen, dann werden Sie gar manches Mal höflichen und seufzen: Die schönen Tage von — von — von — „Einjähriger Meier“, wendet er sich dann plötzlich an den Letzteren, „Sie sind ja ein gebildeter Mensch, sagen Sie doch einmal, was sind das doch für schöne Tage?“ „Meinen der Herr Sergeant vielleicht die schönen Tage von Aranzje?“ erwidert der Einjährige. „Nichtig, richtig,“ stimmt der Herr Sergeant ihm bei, „sehen Sie mal, Einjähriger Meier, da sieht man einmal wieder, woju die Bildung gut ist. Ich bin ja auch ein gebildeter Mensch, aber wissen Sie, drei Dinge kann ich nicht auseinander halten: die schönen Tage von Aranzje, Die Venus von Milo und den Postillon von Lonjumeau.“

Theater zu pädagogischen Zwecken.

Ueber die Ergebnisse einer Theater-Vorstellung für Schulkinder veröffentlicht die „Pädagog. Jtg.“ einen Bericht, der manches enthält, was die Beachtung weiterer Kreise verdient. Es handelt sich um eine der „Toll“-Auführungen, die für Kinder der Berliner Gemeindeschulen veranfaßt worden sind. Ein Lehrer ließ seine Schüler am Tage nach dem Besuch des Theater in der Klasse ihre Gedanken über die Aufführung zu Papier bringen, ohne ihnen über das Was und Wie etwas zu sagen.

In den gelieferten Arbeiten wurden besonders die Müßiggänge, die Aufschlußsüchtige und Attinghausens-Tod als wirkungsvoll geschilbert. Auf einen der Knaben hatte Attinghausens Antertredung mit Rubenz und Tels Rüdtehr zu den Seinen einen tiefen Eindruck gemacht. Einer meinte, die Schweizer hätten dreinschlagen sollen, als Gehler den Tell abführen ließ.

Die Mehrzahl der Knaben machte Bemerkungen über Decorationen und Kostüme. Ein Schüler hob hervor, daß die Kostüme der Tracht des 14. Jahrhunderts entsprachen, ein anderer pries das Kunstvolle und Natürliche der Decorationen.

Ein 12½ Jahre alter Knabe, der zum ersten Male im Theater gewesen war, schrieb: „Es geht ein derartiges Gefühl durch die Brust eines Knabens, welches man nicht beschreiben kann. Als wir das Theater verlassen, hatte ich den Wunsch, ein ebenso willenshafter Mann zu werden wie Tell.“ Der Muth des Knaben Walthar hatte die Bewunderung vieler erweckt. Von Rubenz wurde aerührt, daß er sich seiner Landsleute annimmt, Gehler wurde wegen seiner Grausamkeit geädelt.

Ein angehender Kritiker schrieb: „Tell verhielt sich hinter dem Hordenstrauß etwas zu laut, so daß ihm Gehler hätte bemerken müssen. Somit war die Aufführung sehr gut.“ Ein anderer meinte, Gehler sei zu „asper-haft“ gekleidet gewesen, auch habe der Felsen gewackelt. Ein Dritter bemängelte, daß nicht acht, sondern sieben barmherzige Brüder gesungen hätten; in jedem Doppelquartett müßten acht Sänger sein.

Seine Ansicht. Proß (der eine Bibliothek gekauft: „So, Bildung hätte ich jetzt genug.“) Abgetrumpft. Frau: „Wenn Du Abends aus der Aneipe nach Hause kommst, ist es in der Regel schon Morgen.“ Mann: „Und wenn Du des Morgens aufsteht, ist es immer schon Mittag!“ Gehindert. „Haben Sie schon gehört, unsere große Kennismeisterin, Fräulein Geise, hat sich verlobt.“ „So! Mit wem denn?“ „Mit dem Herrn Wuchert.“ „Unmöglich. Der spielt doch viel zu miserabel!“

Erinnerung aus den Mobilman-chungstagen 1870.

Es war im Juli 1870. Ich wohnte damals noch im Elternhaus, in dem sechs Kilometer von Saargemünd entfernten bairischen Dörfchen Habtichen. Ein kleiner Fluß, die Blies, trennte uns von dem französischen Grenzorte Frauenberg. Die durch die Kriegserklärung hervorgerufene Ausregung war besonders in den Grenzbezirken eine hochgradige. Wir fürchteten einen Einfall der Franzosen in die Pfalz oder einen Zusammenstoß der beiden Heere an der Grenze. Was wir von unseren lieben Nachbarn jenseits der Blies zu erwarten hatten, davon wußten die Alten zu erzählen, welche im Anfang des Jahrhunderts zwischen der Franzosenherrschaft waren.

Damals hatte man zuerst die Pferde und Rühre weggeschleppt und dann nach und nach Alles geraubt, was irgend wie von Werth war. Um einem ähnlichen Schicksale zu entgehen, hatten meine Landsleute ihr Vieh in den Wald getrieben, das entbehrliche Mobiliar, Getreide, Fleisch u. dal. in Kellern und sonstigen Gefassen eingemauert und das Geld an sicherem Versteck untergebracht. Noch heute sehe ich im Geiste die Stelle unter der Haselheide in unserem Garten, wo meine Eltern ihre Werthsachen vergraben hatten; ich sehe meine Mutter vor mir stehen, wie sie mich unter Thränen auf die Gefahr aufmerksam machte, die unserm friedlichen Dörfchen und unserer Familie drohte; ich, als der Aelteste und Verschändigte der Jungen, sollte für den Fall, daß die Eltern den Krieg nicht überleben würden, die Stelle kennen, wo sie ihre Baarschaft verbergt hatten, um sie vor der Habgier der Feinde zu retten.

Wie mächtig pochte damals mein junges Herz in stolzer Aufregung, weil man mich zum alleinigen Mitwisser des Geheimnisses gemacht hatte! Wie feierlich gelobte ich mir in jener Stunde, das in mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen! Wie glühend haßte ich die „bösen Franzosen“, die schuld waren an den Thränen meiner Mutter.

Die Unruhe und Besorgnis unter den Grenzwohnern steigerte sich mit jedem Tage. Immer näher rückte die Gefahr eines Zusammenstoßes in unseren Gauen. Die Franzosen hatten bedeutende Streikräfte in Saargemünd zusammengezogen; ihre auf den Hügel jenseits der Blies aufgestellten Vorposten machten sich ein Vergnügen daraus, auf jedes lebende Wesen, das sich in unserem Dorje oder in dessen Umgegend erlaubte, zu schießen.

Eines Tages, wir saßen gerade beim Mittagstisch, führte eine Nachbarfrau todtbleich in unser Zimmer mit den Worten: „Wir sind verloren, die Preußen kommen!“ Während wir in's Freie eilten, drang auch schon der Hüschlag einiger Reiter an unser Ohr. Es waren drei preussische Dragoner, welche in flottem Trab auf uns zuhielten. „Sind Sie Franzosen?“ herrschte der Führer der Patrouille uns an. „Nein,“ entgegnete mein Vater, „wir sind Bayern; wenn Sie Franzosen wollen, müssen Sie sich schon über jene Brücke bemühen, doch rathe ich Ihnen, Ihre Bemühung zu befrachten, denn die Brücke ist von 25 französischen „Chasseurs a Pied“ besetzt.“

„Vorwärts, Jungens!“ rief der fühne Burche, dem die Kampfeslust aus den Augen sprühte, seinen Kameraden zu, „wir wollen die Franzosen einmal in der Nähe betrachten,“ und unbekümmert um einen nochmaligen Warnungsruf meines Vaters, flogen die drei leuten Reiter in voller Karapiere, den Säbel im Munde und den Karabiner in der Hand, der Brücke zu. Sprachlos vor Schreden über eine solche Tollkühnheit folgten wir mit den Blicken jenen unbedonnenen Waghalsen, die ihrem sicheren Verderben entgegen eilten. Jetzt hatten sie die Brücke erreicht und wie der Wind fausten sie darüber in das französische Dorf hinein. Der Knall einiger Schüsse drang zu uns herüber, dann war Alles still. „Die kommen nicht mehr zurück,“ klang es fast gleichzeitig von den Lippen einiger Männer.

Aber wer beschreibe unser Erstaunen, als nach Verlauf einiger Minuten die tühnen Reiter unversehrt wieder bei uns eintrafen! Kaum hatten die französischen Chasseurs die drei Dragoner erblickt, als sie die ihnen anvertraute Brücke im Stiche ließen und unter Zurücklassung ihrer Gewehre in wilder Flucht in die nächsten Häuser stürzten und sich dort verbergt hielten, bis „les Prussiens“ das Dorf wieder verlassen hatten.

Dieser Ueberfall mußte gerächt werden. Am folgenden Morgen rückten die Franzosen mit einem Regiment Infanterie, einigen Schwadronen Kavallerie und einer Abtheilung Artillerie in unser Dorf ein; sie tranken das vorhandene Bier aus und marschirten dann bis zum nächsten Dorje Bebelshausen. Während Offiziere und Mannschaften die einzelnen Wirtschaften aufsuchten und alle geistigen Getränke bis auf den letzten Tropfen verließen, begab sich der Führer der Abtheilung mit zwei Adjutanten zum Pfarrer des Dorfes und erkundigte sich, wie weit es bis zum Rhein sei. „Der General,“ war die prophetische Antwort des biederen Pfarrers, „wenn Sie die Entfernung bis zum Rhein nicht kennen, dann werden Sie den Rhein nicht zu sehen bekommen.“ Der General lächelte überlegen und bat um eine Karte

der Pfalz. Da der Pfarrer eine solche nicht beah, wies er ihn an den Schul-lehrer. Dieser war des Französischen nur wenig mächtig, so daß es eine geraume Zeit währte, bis er herausbrachte, daß die Herren eine Karte wünschten. Er führte sie darauf in den Schussaal, wo an den Wänden verschiedene Skulpturen, u. A. auch die Karte von Palästina, hingen. „Ah, da ist die Karte der Pfalz,“ rief einer der Offiziere aus, indem er auf die Karte von Palästina deutete. Die Herren betrachteten die Karte eine Weile, rollten sie dann zusammen und nahmen sie mit sich, sichtlich erfreut über die werthvolle Beute, die sie gemacht hatten. Der General ließ hierauf zum Aufbruch blasen und lieherte mit seinem Expeditionskorps von der Refugiosirung über die Grenze nach Frankreich zurück.

Auf Meeresgründen.

Tag einer jüngst veröffentlichten Statistik sind im Jahre 1901 allein 286 Dampfer und 732 Segelschiffe untergegangen, und zwar kommen hierbei die Fahrzeuge von weniger als 150 Tonnen nicht einmal in Betracht. Schon diese Ziffern geben eine Ahnung von den unermesslichen Schäden, die sich im Laufe von Jahrtausenden auf dem Meeresgrund angeammelt haben müssen; denn, wenn auch hier und da die Ladung eines gesunkenen Schiffes ganz oder theilweise geborgen wird, so bleibt die Bergung aller verlassenen Ladungen doch bei größeren Tiefen trotz aller Fortschritte und Erfindungen auch heute noch ein frommer Wunsch.

Höchst interessant sind in dieser Beziehung die Mittheilungen, die einer der berühmtesten englischen Taucher, Bob Dalton, kürzlich in einer Londoner Zeitschrift machte. Bob Dalton wohnt in London unweit von Hyde Park ein Haus, das ein ganzes Museum unterirdischer Wertwürdigkeiten enthält. Er erhielt seine Ausbildung im „Trinity House“, einer Anstalt, die sich mit der Zerückung von gesunkenen Schiffen befaßt. Dann trat er als Taucher auf einem Kriegsschiff ein, wo er die Schiffskräuben in Stand zu halten und die Ausbesserungen unter der Schwinlinie zu besorgen hatte. Die Bergung verlorener Auer und Schiffsketten in den Tiefen brachte ihm ein kleines Nebeneinkommen. Allmählich betheiligte er sich an der Sprengung von Braden und der Hebung gesunkener Schiffe, wobei er £125 für die Arbeitsstunde erhielt. Bei dieser Thätigkeit zeichnete er sich alsbald so aus, daß ihm die „Liverpool Company“ ein Monatsgehalt von \$150 bei freier Kost, Kleidung und Wohnung anbot. Aber er schlug das Anerbieten aus und wurde Taucher auf eigene Rechnung. Mehrere erfolgreiche Unternehmungen brachten ihm in kurzer Zeit einen täglichen Gewinn von \$35 bis \$100. Er ward schnell ein wohlhabender Mann. Der jetzt vierzig Jahre alte Dalton, eine große, kraftvolle Gestalt, ist von seinem Berufe begeistert und schildert ihn als den schönsten der Welt.

„Man müßte,“ sagte er, „ein Gelehrter sein, um zu verstehen, ein Dichter, um wiedergzugeben, was man Alles in dieser blauen Welt von Träumen und Chimären sieht. Gewöhnlich heißt es, daß der Fortschritt uns feinebereicherungen mehr bringe, die Civilisation das Phantastische vernichtet habe, aber geben Sie nur einmal in unserem Anzug, die elektrische Lampe in der Hand, einige Meter unter die Meeresfläche! Sofort ist jeder Eindruck vom Lande verschwunden, und taufend fremde, unbekannte Empfindungen stürmen auf Sie ein. Die eingetragene, kondensirte Luft verdoppelt die Lebenskräfte; alle Sinne werden wie trunken. Der Taucher steigt in grauisem Sprunge steile Berge. Bald durchquert er die sonderbarsten Thäler, bald Riesenhöhlen, wo fabelhafte Wesen wohnen, bald Höfen mit wunderbarer Flora. Vögel scheinen durch die Meerespflanzen zu „schwimmen“, Frösche durch die Korallenfelder zu „fliegen“. Und das Alles vollzieht sich in einem geheimnißvollen Halbdunkel, in lauterer Stille.“

Dalton entwirft dann ein Bild von den entsetzlichen Funden der Taucher in gesunkenen Schiffen. Auch der Gefahren seines Berufes ist er sich voll bewußt, aber — das Geschäft bringt etwas ein. Für die Sprengung des Selbstbrantes in dem im Stillen Ozean gesunkenen Dampfer „Benusberg“ und die Bergung der darin enthaltene Werthe in Höhe von \$100,000 erhielt Bob Dalton \$10,000, für die Entdeckung des mit einer Ladung Platin im Werthe von \$120,000 an der Westküste von Afrika untergegangenen Schiffes „Thomas Russell“ \$12,000. Aus dem auf der Höhe der Kanarischen Inseln gesunkenen Dampfer „Alfons XII.“ rettete er \$600,000 bares Geld, was ihm \$60,000 einbrachte. In dem während des nordamerikanischen Freiheitskrieges gesunkenen englischen Kriegsschiffe „Newton“ fand Dalton die ganze, über fünf Millionen betragende Löhnung der britischen Truppen, wofür er \$100,000 einheimste. Nachhens will er sich nach der Ionischen Insel Cerigo (Athens) begeben, um nach den Schiffen zu suchen, die dort mit den von Sulla in Griechenland geraubten und nach Italien abgehandelt-Schätzen zu Grunde gegangen sind, und kommenden Jahr nach der Bucht von Bago (Spanien), wo am 23. October 1702 die spanische „Silberschiffe“ durch die

Engländer und Holländer vernichtet wurde.

Der Taucher schließt seinen Bericht mit folgenden Worten: „Denke ich an die unermesslichen Reichthümer, welche die Wellen verschlungen haben und noch täglich verschlingen, so befüllt mich ein Mitleid für die armen, lichtscheuen und gefahrlosen Goldspeculationen der Erdenbürger. Erwäge ich, daß das Meer, ein Reich unerschänkter Ausbeutung, drei Viertel der Erde bedekt, daß man in ihm Tied von 25,000 Fuß sondirt hat, daß aber die Taucher eintheilen nicht tiefer als 250 Fuß hinabgelangen, so sage ich mir, daß der Mensch trotz seiner Prahlerei, seit langen Jahrhunderten fast nichts versucht und noch sehr wenig entdeckt hat.“

Zapfenreich.

Auf den 1. Mai fiel der Geburtstag der Polizeistunde und des Zapfenreichs, wie aus der folgenden Verordnung des Großen Kurfürsten hervorgeht, die der Berl. Loc. Anz. ausdrückt: Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden, Marggraf zu Brandenburg, des heyligen Römischen Reichs Erg-Cammerer und Churfürst geben hierdurch unseren hohen und niederen Offizieren und gemeinen Soldateska, die sich igo oder künftig alhier zur Garnison befinden, wie auch den Unter = Magistraten und Bürgern, Mühlenmeistern und deren Gesinde, nicht weniger denen fremdden, die sich in diesen unseren Residentien aufhalten und ihre gewerb darinnen betreiben, zu vernehmen, daß wir mit sonderbarem mißfallen erfahren, was für ein tumult am nechst verwichenen 21. Aprilis gegen Abend, zwischen einigen Soldaten und den Mühlenknechten auf dem Mühlenbamm entsandten. Wie wir nun alles balgen im ganzen Lande verboten, also können wir auch nicht gestatten, daß verglichen in unseren Residentien und besonders auf dem Mühlenbamm, als einem sonderlich privilegierten Ohrte von jemandem verübt werde, befehlen demnach jedermännlich, sowohl der Garnison als auch den Eingewesenen und Bürgern und deren Gesinde, nicht weniger allen außwärtigen ganz ernstlich und bei Vermeidung unabweislicher exemplarischer harter Bestrafung sich keines unfangs zu unternehmen. Ueber diesem wird von uns hiermit den Brauvern und Bürgern geböthen und befohlen, sobald als durch die Trommel der Zapfen zugeschlagen, ferner kein Bier zu verlasser oder aufzuschenken, noch Biergäste in den Häusern oder Kellern zu behalten. Nicht weniger soll jedermann, der zu abends oder nachts Zeit nothwendig aufzugehen muß, die Haupt- und Schilthwachen, wann sie von denselben angeruffen werden, bescheidenlich antworten und respectiren und wider solche sich nicht aufsehen, am wenigstens aber an solche vergeiffen, alles bei vermeidung ernster Bestrafung, wonach sich ein jeder gehorlich wird zu achten haben. Urkundlich unter Unser Subscriptum und aufgedrucktem Inseggel. Gegeben zu Coellen an der Spree, am 1. May Anna 1662. Fr. Wilhelm. Gegengeg. v. Jena.

Das härteste Gedächtniß. Ostarblumenthal erzählte unlängst im „Berl. Tagbl.“ folgende hübsche Fabel: Drei Männer stritten sich darüber, welcher von ihnen das härteste Gedächtniß hätte. Und endlich fordereten sie mich auf, als Preisrichter den erhaschten Wettkampf zu schlichten. Zwei von ihnen wurden nicht müde, mich durch immer erneute Proben ihrer Gedächtnißstärke in Erstaunen zu setzen. „Niesm ist eine Seite Goethe'scher Prosa vor,“ räumte sich der Eine, „und ich will sie Dir sofort wirklich wiederholen.“ „Ich vermag noch mehr,“ sagte der Zweite. „Setz mich in einen Winkel dieses Zimmers, und ich will mit Euch gleichzeitig, ohne auf das Brett hinsubstiden, drei Schachpartien spielen.“ — „Ich vermag noch mehr,“ sagte der Erste wieder. „Führt mit mir ein krauses Zwiegespräch, das planlos von einem Stoff zum anderen slattert, und ich will Euch nach Verlauf einer Stunde jeden Gegenstand aufzählen, über den wir geplaudert haben.“ — „Und Du schweigst?“ fragte ich den Dritten. „Gerade Du warst es vor den Anderen, welcher vorhin den Preis für sich in Anspruch genommen hatte.“ — „Ich wußte es da mals nicht,“ erwiderte er, „welchen Werth meine Freunde auf den Triumph in diesem Wettkampf legen. Aber nun will ich ihnen die Siegerfreude nicht rauben, denn sie haben mir Beide erst gestern eine Wohlthat erwiesen.“ — „Eine Wohlthat?“ fragte ich. — „Ja!“ — „Und gestern, sagst Du?“ — „Gestern!“ — „Und Du hast die Wohlthat noch nicht vergessen?“ — „Freund, Du bist der Sieger im Wettkampf — denn Dein Gedächtniß ist unvergleichbar!“

Der bedauernde Vandal.

„Gottlob, jetzt schläft unser Züngster nicht mehr in der Wohnstube;“ kann man doch wieder mit gutem Gewissen hier rauchen.“

„Du Armer! Und bisher muhest Du aus Rücksicht auf das Kind das Rauchen in der Wohnstube unterlassen.“

„Das nun nicht! Aber ich rauche stütz mit fabelhaft schlechtem Gewissen.“

Zu viel verlangt. „Großvaterle, was sagst du da derzue? 's Jakoble ta' scho' jähle! Bruchsch' in grab' z'frage', wie viel Fingerle er hab'!“ „Also, Jakoble, sag mersch; wie viel Fingerle hast du?“ „Ja — 's fell woich' i' — net!“ „Aber Bielbe bist du so dumm, — 's Haus hast du's wie am Schnürle herg'fagt!“ „Joo, — da hen' i' au toi Händsch' (Handschuhe) ang'hätt!“

Das falsche Meta. „Was? Die Sängerin gefüllt Ihnen nicht? ... Sie hat doch Metall in der Stimme!“ „Mag sein — aber ich bin eben kein Freund von Blech-Rust!“

Wassent. Stammgast: „Lieber Herr Wirth, hören Sie mal, Ihr Wein schmeckt ja wässrig!“ Wirth: „Ganz natürlich, — Sie trinken ja auch nur gepumpten!“

700,000. „Sagen Sie mir, wie konnte der junge, feste Affessor nur diese häßliche Willne heirathen? Die ist ja eine böse Sieben!“ „Ja, aber es sind fünf Nullen dran!“

Barier. Vater: „Ich will es Ihnen aber nur gleich sagen: Meine Tochter hat ihren eigenen Willen!“ Bemerker: „Desto besser! Dann werde ich doch jedenfalls den meinigen behalten können!“

Poesie und Prosa. Braut (auf einer Anhöhe, schwärmend): „Ach, hier hat mir Alfred seine Liebe erklärt!“ „Sehr begreiflich! Von hier aus übersehst man auch am besten das Gut Deines Vaters!“

Strebien. Vater: „Marel, Marel — ich sag Dir's, lern' endlich einmal, es ist die höchste Zeit dazu!“ Marel: „Gottlob — dann ist es doch bald zu spät!“

Strafenswid. Schusterjunge (den ein pensionirter General wegen einer Unart mit dem Stode züchtigt): „Du, Starke, eben habe id mit dem Generalstabe Bekanntschaft gemacht.“

Merkwürdig. „An wen muß man sich wenden, wenn der Herr Chef nicht selbst anwesend ist?“ B.: „Entweder an den Proturifer Müller oder an den Betriebsleiter Bauer — das sind die beiden rechten Chefs!“

Die Gelehrte. „Nun, hat's gestern bei Dir eine Cardinenpredigt gegeben?“ „Eine ausgezeichnete! In der Zerstreuung meiner Frau wurde nämlich ein höchst interessanter Vortrag über die Wirkungen des Alkohol's daraus!“

Zeitungsnotiz. Der Kassirer des Banthauses Silberlein würde heute das Fest der 25-jährigen Thätigkeit in genanntem Hause begehen. Jedenfalls, um allen Ovationen zu entgehen, hat sich der bescheidene alte Herr diese Nacht heimlich mit der Kaffe entfernt.

Ans der Gesellschaft. Gestern, Frau Gräfin, haben Müllers, die die schöne Villa gekauft haben, eine größere Gesellschaft gegeben!“ „Aber, ich bitte Sie, vergleichen Leute können doch keine Gesellschaft geben — höchstens einen Haufen Menschen zusammennemmen!“

Mutterwitz. Die drei Zimmermaler Geist, Maier und Sinn trinken ihren Frühoppen bei der Aderwirthin. Jeder will der größere Künstler sein. Das Urtheil der Wirthin wird angerufen. Diese sagt unter dem Gelächter aller Gäste: „Der Maier ist der größte, der malt ohne Geist und Sinn!“

Der bedauernde Vandal. „Gottlob, jetzt schläft unser Züngster nicht mehr in der Wohnstube;“ kann man doch wieder mit gutem Gewissen hier rauchen.“

„Du Armer! Und bisher muhest Du aus Rücksicht auf das Kind das Rauchen in der Wohnstube unterlassen.“

„Das nun nicht! Aber ich rauche stütz mit fabelhaft schlechtem Gewissen.“

Zu viel verlangt. „Großvaterle, was sagst du da derzue? 's Jakoble ta' scho' jähle! Bruchsch' in grab' z'frage', wie viel Fingerle er hab'!“ „Also, Jakoble, sag mersch; wie viel Fingerle hast du?“ „Ja — 's fell woich' i' — net!“ „Aber Bielbe bist du so dumm, — 's Haus hast du's wie am Schnürle herg'fagt!“ „Joo, — da hen' i' au toi Händsch' (Handschuhe) ang'hätt!“